

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

25.9.1932 (No. 39)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 39



25. Sept. 1932

Hanns Baum / Scheffels Großvater Magnus Scheffel in Gengenbach / Zu seinem 100. Todestag

Des Dichters Scheffel Urgroßvater war Landwirt oder deutlicher gesagt er war Bauer. Der Name Scheffel kommt von dem früheren Geträidemass Scheffel her, woraus zu schließen wäre, daß die Vorfahren des Dichters Landwirte waren, die viel Getreide bauten. Die Urheimat ist zwischen Augsburg und Kaufbeuren zu suchen, in der Nähe des Lechfelds, bei Schwabmünchen, in Lang-Erringen, nicht Langen-Erringen. Der Urgroßvater Scheffels hatte Veronika Trautwein zur Frau, die am 6. September 1754 einem Knaben das Leben gab: Magnus geheiß, ein gesunder, kräftiger Bursche. Der Name Magnus wies auf den heiligen Magnus zurück, dessen Gebeine in der Stiftskirche zu Brixen am Lech, dem alten Hochsitz der Augsburger Bischöfe, ruhen. . . Von hier stammte Magnus, in der Nähe des Lechfelds, wo Otto der Große die wilden Hunnen schlug und Herzog Burkhard der Zweite von Schwaben, der Mann der Herzogin Hadwin (siehe Ekkehard) die tapfere Seele aushauchte." (Proelß.)

Veronika Scheffel, geborene Trautwein, hatte einen Bruder, der im Benediktinerkloster zu Gengenbach im badischen Kinzigtal Prälat war: Jakob Trautwein, der Onkel des kleinen Magnus. Dieser Knabe aber hatte Unglück in seiner Jugend, denn ihm starben die Eltern schon zu einer Zeit, wo ein unerfahrener Jüngling noch gut einen Vater und eine Mutter brauchen kann. . . und die Waise hatte sonst Niemand auf der Welt als den Onkel in Gengenbach. Die Eltern hatten so gut wie gar nichts hinterlassen und so übernahm denn der Prälat die Erziehung des Burschen und sorgte zugleich für seinen Lebensunterhalt. Und als es soweit war, daß der junge Magnus auf die Wandererschaft gehen konnte, schütt er sich einen Stecken, schnürte sein Ränzlein, betete noch einmal am Grabe der Eltern, trocknete die feuchten Wangen, sah sich noch einmal um und schritt fürbah. Dann lag er bald an der Brust des Onkels in Gengenbach, richtete sich in seinem Kämmerlein ein und rührte munter die Hände, denn es gab allerlei in Hans, Hof und Keller zu tun. Der Onkel Trautwein hatte nämlich mit Magnus etwas vor: er wollte ihm möglichst früh die Fähigkeit beibringen, zu verwalten das, was in den Wein- und andern Gütern dranken war, zu hüten auch die wertvollen Bestände in den Kellereien selbst. . . also sollte er sich zum Schaffner, zum Rezipient vorbereiten, denn der alte mußte sich doch bald zur Ruhe setzen. Und richtig: eines Tages wurde bekannt, daß ein neuer Oberschaffner für das Kloster einzusehen sei; es meldeten sich eine Anzahl von Bewerber, die mit mehr oder weniger Hoffung mit ihrer Wahl rechneten. Der Bischof von Speyer, der in Bruchsal residierte, kam nach Gengenbach, um sich einen Mann aus dem Kreise der Anwärter anzusehen oder es dem Zufall zu überlassen, wer sich, durch irgend welche Geschicklichkeit auszeichnend, selber das Zeugnis dazu ausstellte.

Eine derartige Handlung wurde nicht etwa trocken vorgenommen, bewahrt! Es wurde ein Festmahl gehalten, Küche und Keller gaben ihr Bestes und an der Tafel durften auch Platz nehmen diejenigen, die auf die Stelle reflektierten. Unser Magnus, der sich während seiner Gengenbacher Zeit zu einem stattlichen Manne entwickelt hatte, sah nicht weit vom Bischof, der wahrscheinlich schon von seinem Prälat Trautwein unterrichtet war, daß Magnus seiner Schwester Sohn sei und daß es ihm sehr recht wäre, wenn. . . So beobachtete denn der hohe Herr den tapfer Dreinhandelnden mit besonderem Wohlgefallen und nickte ihm vertraulich zu. Auf die Forellen, die zu Ehren des Bischofs auf der Karte standen, freute sich Jedermann; denn es waren schöne frische Schwarzwälder Forellen und da kam schon der Aufwärter mit der Platte, darauf die blaugesotteten lederen Fische sich krümmten. Der Diener mußte entweder aufgeregt gewesen sein oder er war an irgend etwas gestoßen, kurzum er übergoss die violette Sauce des Bischofs mit der Brühe und alles war darüber entsetzt. . . nur Magnus machte ein freundliches Gesicht, wuschte sich den Mund, trank einen kräftigen Schluck, als wollte er sich dazu stärken, lachte laut auf und sagte: „Ich hab doch mein Lebtag schon viel Schönes anrichten sehen, aber noch nie einen Reichsprälaten in einer Forellensauce! Bahahaha!“

Alles schaute entsetzt zu dem Berwegenen hinüber, doch als der Bischof sein Glas erhob und dem Wackeren zutrank und in das Lachen des Biedern mit einstimmt, ging es wie ein fröhliches Donnern durch den Raum. . . die ganze Gesellschaft lachte und lachte über den Reichsprälaten in der Forellensauce und der hohe Herr rief dem Witzbold zu: „Magnus Scheffel, er ist ein origineller Kauz; er soll Oberschaffner sein und damit basta!“

Gleich am andern Tage trat Magnus sein Amt an und da er bei der Arbeit keinen Spaß verstand, sondern ernst und gewissenhaft seinen Dienst versah, hatte sein Onkel Trautwein gegen eine Heirat mit Johanna Läuble von Gengenbach nichts einzuwenden. Ja, da hatte Magnus eine schmecke Kinzigtalertun kennen gelernt, die er liebte und die froh war, die Frau des Oberschaffners vom Kloster zu werden. Am 17. Juni 1788 war die Hochzeit und es war gewiß die schönste Feier des Sohnes des Lechfeldes im freundlichen Sommergarten des Kinzigtales. Die Hochzeitsfeier wurde verhöht durch ein Konzert der kleinen Kapelle, denn es heißt, daß elliiche Konventualen sich in der Tonkunst ziemlich hervortaten. Da war Pater Martin, erster Violinist, ein satter, geübter Chorleiter, der zugleich ein artiger Orgelspieler und Komponist war von kleinen Stücken mit vieler Anmut. Ferner war da Pater Joseph, der Orgel und Klavier sehr konzentrisch behandelte; Pater Bartholomäus war ein satterer Kontrabaßist; Pater Peter nur zweiter Violinist, aber fest im Takt

und guter Vogenführer. Noch nennt die Chronik Pater Philipp als einen trefflichen Organisten, Pater Andreas als einen Tenoristen mit nicht geringer Lieblichkeit, Pater Markus als einen zeitmaßfesten und dickstimmigen Bassisten; Pater Nepomuk als einen Solo-Klarinettenisten von nicht gemeinem Schrot und Korn, Strich auch artig die Geige und sang Tenor. So war die Hochzeit von Sang und Klang umrauscht und es war ein schönes Fest.

Ein Jahr später, am 29. Juni 1789, stand Magnus freudestrahlend vor dem Himmelbett seiner Johanna und schaute stolz auf den winzigen Erdenbürger hinab, der da gar lustig in die Welt hinausfrähte. Es war Philipp Jakob Scheffel, der da erschienen war; ein Schwesterchen gesellte sich dazu, Therese Genovesa, und als sie laufen und springen konnten, ward ihnen der Klostergarten zum Tummelplatz ihrer Spiele. Wenige Jahre nach dem Einzug Magnus nach Gengenbach war ein Arzt namens Beck in die Stadt gezogen und da der Doktor ein Landsmann Scheffels war, befreundeten sich die beiden Familien und nun hatten die Scheffelschen Kinder Kameraden gefunden. Vater Beck starb und seine Frau zog mit den Kleinen nach Freiburg im Breisgau und als Jakob Scheffel 13 Jahre alt war, wurde das Kloster aufgehoben. Dinkel Trautwein ward Seelenhirte in Gengenbach und Magnus, der Schaffner, trat in den badischen Staatsdienst als Domänenverwalter.

Daß man schon damals die Leute nicht nur so ohne weiteres beförderte, geht aus einem Bericht hervor, der am 16. Oktober 1802 vom Geheimen Rat und Landvogt von Roggenbach zu Mahlberg an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden erstattet wurde. Dieser Rapport betraf die Zustände und Personenverhältnisse der Reichsstädte Offenburg, Gengenbach, Zell samt Tal am Harmersbach des Oberamts Ettenheim, des Reichstiftes Gengenbach und des Klosters Ettenheimmünster. Es ist im General-Landesarchiv aufbewahrt und enthält folgende Stelle: „Der Schaffner Scheffel, der nicht nur seine Rechnungen, sondern auch die in der Kanzlei vorkommenden Geschäfte bisher besorgt hat, ist ein Mann in den besten Jahren und hat Familie. Ich wüßte in dem Falle, wenn die Administration der Geistlichkeit abgenommen und die Gefälle entweder nur provisorisch oder aber für Euer Hochfürstliche Durchlaucht sogleich verwaltet werden sollten, hierzu kein besseres Subjekt, als ihn in Vorschlag zu bringen; man kann auf ihn als einen vertrauten Mann vollkommen bauen; er ist nicht nur im Rechnungsweisen sehr bewandert, sondern er hat auch bei einem natürlichen Verstande sehr gute landwirtschaftliche Kenntnisse; ich kann ihn daher auch ohne alles Bedenken Euer Hochfürstlichen Durchlaucht zur weiteren Anstellung bei einer Verrechnung unterthänigst empfehlen.“

Als Magnus Scheffel wenige Wochen später als Domänenverwalter seinen Dienst antrat, stellte er einen Avers aus, der sich ebenfalls im Landesarchiv befindet und folgenden Wortlaut hat:

„Ich Magnus Scheffel als Oberschaffner der Abtei Gengenbach gelobe und verspreche hiermit, dem Reichs-Deputations-Schluss gemäß, und unter Vorbehalt der nachfolgenden Ratifikation Kaiserl. Majestät und des Reiches des Herrn Marggraven von Baden Hoch-Fürstlichen Durchlaucht für meinen Landes- und Dienstherrn zu erkennen und zu verehren, ihnen treu, hold, gehorsam und gegenwärtig zu seyn, dessen Nutzen zu befördern, und Schaden zu warnen; alle mir anvertraut werdende Dienst-Geheimnisse bis an meinen Tod zu bewahren, die mir bestätigt- oder übergeben werdende Dienst-Verwaltung nach denen bestehenden und ferner erscheinenden Gelehen und Instruktionen auch nach bestem Wissen und Gewissen unparteyisch, treu und fleißig zu verwalten, und überhaupt Alles das zu thun, und zu unterlassen, was einem ehrlichen Staats-Einwohner und rechtschaffenen Diener zu thun und zu unterlassen gebühret, wie ich solche vor Gott dem Allmächtigen auch des Regierenden Herrn Marggraven Hoch-Fürstlichen Durchlaucht als meinen Gnädigsten Fürsten und Landes-Herrn zu verantworten mir jederzeit getraue.“

Alles getreulich und ohne Gefährde bei Biedermanns Treue und Wahrheit und mit ausdrücklicher Ueberrahme alles Schaden Erlasses und Unterwerfung unter alle in weltlichen Rechten auf Mein Eid gesetzten Strafen für den Fall, wo ich dieser meiner Zusage wissentlich nicht nachkommen würde.

Urkundlich meiner eigenhändigen Unterschrift und beigedruckten Pelttschafts.

So geschehen Gengenbach, den 30. November 1802.

(R. S.)

gez. Magnus Scheffel.“

Was dieser pflichtbewusste Mann versprach, hat er treulich gehalten bis zu seiner im Jahre 1819 erfolgten Pensionierung. Wie sehr Magnus Scheffel während seiner Dienstzeit um das Wohl seiner ihm unterstellten Gemeinden besorgt war, geht aus einer Urkunde hervor, deren Durchsicht mir s. Rt. Herr Ratsschreiber Karl Fischer in Zell am Harmersbach gütigst gestattete. Das Schreiben stammt aus der letzten Amtsperiode des Beamten und lautet:

Großherzogliches Oberbürgermeisteramt und Stadtrath!

Da der von mir wegen Alter und Kräften Nachlaß gesuchte Ruhestand endlich zugesagt ist, die förmliche Entlassung aber vermutlich erst auf Georgi 1819 statt findet, wünschte ich vor meinem Austritt denen hiesigen Amts-Gemeinden noch einen wesentlichen

ihnen und all ihren Nachkommen nützlichen Dienst erweisen zu können.

Hierzu fand ich die beste Gelegenheit in dem mit dem Bezirksamt bei dem Hochlöbl. Kreisdirektorium gemachten Versuch zum Ablauf der äußerst lästigen Fallbarkeit für ewige Zeiten, und schon ist die Sache soweit gediehen, daß, wie ich hoffe, mit einem Kapital von 5400 fl. das ganze Amt sich hievon losmachen kann.

Nur finde wegen einiger Bedingungen noch Anstand, hauptsächlich darum, ob sich alle Gemeinden zum Ablauf verstehen müssen, und, wenn eine oder die andere sich davon ausschließen — folglich die Gütherfälle wie bisher entrichten wollte, die zum Ablauf geneigte nicht unterhandeln könnten? Darüber sowohl aber wegen Verpändung der zinsgüter mache nötige Vorstellung und verspreche darum die Abzahlung des Kapitals innerhalb Jahr und Tag. Von dieser getroffenen Einleitung verständige ich vorläufig meine Hochgeehrte Herren mit dem Bemerkten, daß die Stadt Zell an besagtem Kapital von 5400 fl. höchstens 600 fl. zu bezahlen hätte, und auf jeden der dortig fallbaren Zinsen (?) kaum 5 fl. kommen würden, was gewiß sehr wenig für den ewigen Ablauf einer so großen Last wäre, und jedermann im Güter-Tausch oder Verkauf freye Hand hätte. Weil aber mehrere Ortschaften höher im Kapital stehen, wünschte ich, daß der geringere Betrag für Zell zur Zeit noch verschwiegen werden möchte.

Ob Großherzogliches Oberbürgermeisteramt und der Stadtrath mit meinem gewiesenen Antrage einverstanden und auch die Bürgerschaft zufrieden seye und darüber seche gefälliger Rückäußerung entgegen.

Gengenbach am 23. August 1818.

Amtskeller.
Scheffel.

Wir ersehen aus diesem Vorschlag, wie viel dem Beamten daran lag, seinen Gemeinden und ihren Bürgern Gutes zu erweisen. An Stil und Orthographie darf man sich nicht stoßen; das war halt früher so. Und dann dürfen wir nicht vergessen, daß der Schulsack der früheren Bauernbuben eben nicht so vollgepflegt war, wie etwa der seines Sohnes Jakob, der mittlerweile groß und klug geworden war, und schon im Jahre 1814 als Ingenieur-Geograph und Hauptmann in das 5. Landwehr-Bataillon eintrat. Jakobs Eltern, die wohl zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß andere Zeiten angebrochen seien, hatten an der Erziehung ihres Ältesten nichts versäumt, und als er sich für das Ingenieurfach entschlossen hatte, befürworteten sie die Vorliebe für einen Beruf, der ihnen besonders zukunftsreich erschien. Die Kriegszeit war vorüber und der Hauptmann Scheffel, auf den die Gengenbacher Eltern nicht wenig stolz gewesen sein mögen, hatte in Karlsruhe bei der Wasser- und Straßenbau-Inspektion einen festen Posten inne, der ihm Arbeit genug gab. In seinen Ferien aber kehrte er der Residenz den Rücken, da es ihn in die Kinzigtal-Heimat zog, zu den Taniern, zum Berge, zu den teuern Eltern. Da begab es sich im Jahre 1824, als der Herr Oberbaurat wieder einmal in Gengenbach die frische Waldluft genießen wollte, daß ihm ein schmüdes, rundliches, liebes Schwarzwaldfind gegenübertrat, die von Oberndorf am Neckar gekommen und bei ihrer Tante Anna Stolz, einer geborenen Krederer, zu Besuch war. Es war Josephine Krederer, die Tochter des wohlbegüterten Kaufmanns und Stadtschultheißen in Oberndorf . . . und da die beiden Menschen Wohlgefallen aneinanderfanden, hatte der feste Kolob Amor keine schwere Arbeit.

So kam es, daß der Herr Oberbaurat Jakob Scheffel das schmüde Schwarzwaldfind heiratete und sie mit nach Karlsruhe nahm. Nun waren die Alten in Gengenbach allein. Am 16. Febr. 1826, als der Schnee vom Tauwind zu silbernen Kanälen umgewandelt ward, schenkte Josephine ihrem Jakob einen Knaben, auf den Namen Josef getauft, unsern Dichter. Doch vier Monate später trug man die Gengenbacher Großmutter in ihr enges Erbbett, aber das kümmerte den Kleinen in der Wiege nicht. Er hatte noch eine andere Großmutter aus Oberndorf, die ihn betreute, mit ihm spielte und ihm, als er es verstehen konnte, Märchen erzählte. Doch als er 8 Jahre alt war, stand er am offenen Grab seines Großvaters, der am 25. September 1832 seiner lieben Johanna gefolgt war.

Als Magnus das Zeitliche gesegnet hatte, war sein Enkel etwa 7 Jahre alt und der Knabe hat wohl damals noch nichts mit dem lieben alten Herrn anzufangen gewußt, weil das Kind ja auch von Hause aus sehr schüchtern war. Aber später, als er sich mit dem „Eckehard“ beschäftigte und das geschichtliche Material dazu sammelte, mag es ihm eingefallen sein, wie ihn der Großvater bei seinen Besuchen in Karlsruhe auf die Knie nahm und erzählte von den Aebten und Mönchen; den staubbedeckten Schriftrollen und gewölbten Kellern des Klosters mit ihren großen, dem Ohre des Trinkers melodisch klingenden Stückfassern voll roten und weißen Weines.

*

Auf dem Friedhof zu Gengenbach stehen auf den beiden nebeneinanderliegenden Gräbern der Großeltern des Dichters zwei einfache Holzkreuze, anspruchslos und schlicht. Wir hängen zwei Kränze aus Immergrün daran in Erinnerung an zwei Menschen, die einst gut und freundlich zu einem Enkel waren, der gewiß immer in Liebe an seine Ahnen dachte, wenn er ihnen auch kein Denkmal in seinen Werken gesetzt hat.

Fritz Weiß / Das Wildjee-Hochmoor

Es wirkt in stärkster Weise impulsierend auf den Künstler im Menschen, mit vorurteilsfreiem Blick, gleichsam als Nachschaffender, die Gesetzmäßigkeiten der Abwandlung, der Metamorphose, innerhalb der Pflanzenwelt zu verfolgen. Mit erstaunlicher Eindringlichkeit erzählt Goethe von dem Erlebnis, das er bei Ueberquerung der Alpen, anlässlich seiner italienischen Reise hatte, angeregt durch die Beobachtung des Löwenzahns in den verschiedenen Höhenlagen. — Die üppige fleischige Blattbildung der Talform, die Höhenformen, die in jeglichem Teil den Charakter fortschreitender Verwurzelung tragen, werden ihm Transparenz einer gigantischen Idee. In Palermo, angelehnt an die ungeheuren Triebkraft südlicher Pflanzenwelt, kann er sie in ihrer ganzen Weite fassen, die Idee der Urpflanze. Im Vollgefühl, künstlerisch wie wissenschaftlich Wesentliches erfasst zu haben, schreibt er, nach Deutschland zurückgekehrt, die wunderbare Abhandlung „Ueber die Metamorphose der Pflanzen.“ Das Blatt schwebt ihm dabei als Urbild vor. In durchleuchteter Luft wird es seiner substanzbeladenen Erdenhülle entkleidet, geläutert und wandelt sich zur farbigen duftenden Blüte. Eingeschlossen von der dunkeln Erde wird jenes Urgan von einem mineralisierenden Prozeß ergriffen und wird zur starren Wurzel. Seine Nachfolger Carus, Oken und zahlreiche andere, Träger einer fast vergessenen Geistesströmung, weiten diese ideenmäßige Betrachtung zu einer Wissenschaft, die in genialer Weise die Pflanzenwelt der ganzen Erde unter großem Gesichtspunkt zusammenschaut. Wie die einzelne Pflanze eine, wenn auch unvollkommene Erscheinungsform jener — nur dem inneren Auge sichtbaren — Urpflanze ist, so bietet sich die gesamte Pflanzenwelt als ein Wesen dar, das im Großen in höherer Vollendung diese Idee ausdrückt. Es ist, so stellt es Henri Steffens dar, als ob eine Pflanze, ein Baum etwa, derart über die Erde hin gelagert sei, daß er seine Wurzeln einem der Pole zuehrt, während die Blütenregion in den Tropen liegt.

Unsere gemäßigte Zone wird als das Gebiet angesprochen, in dem Blatt, Wurzel und Blüte in harmonischer Ausbalancierung entwickelt werden. Nach Norden — am ausgeprägtesten vielleicht in den Fjelden Skandnaviens und den Tundren Nord-Rußlands — drängt ein mineralischer Prozeß von der Wurzel aus zu einer härteren Formung der ganzen Pflanze. Am Endpunkte dieser Wandlung stehen die kümmerlichen Formen der Vegetation, verzweigtes Krüppelholz und lechtlich Flechten und Moose. Zweifellos eine fortschreitende „Verwurzelung“. Die verschwenderische, warme Lebensfülle der Tropen dagegen schafft die Polarität, indem sie die Pflanze zu extremer Blatt- und verschwenderischer Blütenbildung anregt. Dieser Gesichtspunkt erweist sich nun auch fruchtbar bei einer Betrachtung der Wandlung der Pflanzenwelt vom Tal bis zur Bergeshöhe, dem Miniaturbild jener großen Umformung einer harmonischen Gestalt, einerseits zum Tod, andererseits zu trunkenen Lebensfülle.

Wir haben das Glück, in allernächster Nähe ein Fleckchen Erde zu besitzen, das in unerhört eindringlicher Weise all das zur Anschauung bringt. Zusammengedrängt auf den Raum weniger Quadratmeter zeigt der Wildsee die ganze Dramatik einer solchen Wandlung, die außerdem noch längst nicht abgeschlossen ist, jährlich fortschreitet.

Verläßt man bei Wildbad das tiefeingeschnittene Engtal, um den Höhenzug zu ersteigen, der sich südwestlich zum Murgtal hin erstreckt, so führt der Weg zunächst durch einen Tannenhochwald schöner Bildung. Die Vegetation des Bodens erstirbt unter der dicken Nadeldecke. Dann und wann gewährt eine Schneise dem Blick genügend Freiheit, über das saftgrüne Tal und die benachbarten Höhen zu schweifen. Ist die Höhe erreicht, so werden die Ausblicke seltener. Dunkle Tannenzwipfel umsäumen rings das Blickfeld. Nach einer Weilstunde etwa beginnt sich fast unmerklich eine tiefgreifende Aenderung vorzubereiten. Der Boden belebt sich hier. Ausgedehnte Bestände von Heidelbeeren wechseln mit kniehoher Farnwäldern. Der feuchtere Grund läßt zuweilen einen weichen, üppigen Moosteppich zu. Im Weiterstreiten wird merkbar, daß die Stämme, schlanker aufsteigend, nicht mehr die alte Höhe erreichen. Das Äußerliche, kümmerlicher und zum Teil verdorrt und mit grauen Flechtenbärten behangen, wölbt sich nicht mehr majestätisch wie im Dom des Hochwaldes. Bis zu dem fußhohen Beerenwald reicht es herunter und bildet eine Wirrnis. Wenige hundert Schritte später beginnt ein banges Staunen in die Seele einzuschleichen ob der gewaltigen Wandlung, die sich hier vollzieht.

Es ist übrigens eine Seltenheit, wenn einem hier ein wolkenloser Himmel leuchtet. Im Sommer gehört es unmittelbar zur Eigenart der Landschaft, daß kräftig geformte Hausenwolken erscheinen, zuerst in blendender Reinheit leuchtend, fallen sie sich schnell zusammen und es dauert gewöhnlich nicht lange, bis sich ein kräftiges Gewitter mit Regengaus entläßt. Eine zwanzigjährige Beobachtung hat ergeben, daß von den 365 Tagen des Jahres 182 Regentagen bringen.

Ein Knüppeldamm führt mitten durch das Moor. Links und rechts tiefe Rinnsale, in denen rostfarbenes Wasser träge sickert. Ein und wieder ein leichter Steg, einen Graben überkrenzend. Dampf und unheimlich hallt der Tritts. An der höchsten Erhebung des Pfades öffnet sich unerwartet der Blick, der bislang von wirrem Krüppelholz verhüllt war. Hier sind wir im Herzen des Moores. Unbewegt breitet sich das schwarze Wasser des „Wil-

den See“. Binjen und Wollgrasbüsche mit weißen Blüten wuchern weit hinein. Sonst sind keine Lebewesen hier, als ein paar schillernde Wasserjungfern und ein Wildentenpaar, das alljährlich hier die Kinderstube einrichtet.

Mit einem Schlag hat sich beim Ueberschreiten der Grenze des Moores die Vegetation verändert. Der Kampf zwischen tödlich starrer Formung und aufstrebendem Leben ist hier entschieden. Wenn es da und dort noch einer Kiefer gelang, den Bann zu durchbrechen, der alles zu Boden ringen will, so steht sie doch jetzt kahl und verdorrt; der nächste Sturm wird sie fällen. Was sich nun dem Auge darbietet, sind ausgedehnte Bestände der Bergkiefer (*Pinus montana*). Formen, die man gar nicht mehr als Baum ansprechen kann. Büsche, im Höchstfall 2-3 Meter hoch, mit unwahrscheinlich langen Ästen. Kahl, starren Schlangensleibern gleich, winden und quälen sie sich auf dem Boden entlang, übereinander und sind oft tief in die Moosdecke eingewachsen. Meist tragen sie nur am äußersten Ende, 4-5 Meter vom Ursprung entfernt, ein dürftiges Nadelbüschel. Als „Wurzeln“ würde man sie gewiß bezeichnen müssen; nähme man sich nicht die Mühe, Anfang und Ende genauer zu bestimmen. Selten weist ein Stamm einer solchen Legföhre (*Larix*) einen größeren Durchmesser als 18 Centimeter auf. Trotzdem befinden wir uns in Gesellschaft von Patriarchen mit einem Durchschnittsalter von hundert Jahren. Es ist ja kein Wunder, daß das Wachstum so verzögert ist. Der Sommer umfaßt hier nur vier Monate, Juni bis September. Die Schneedecke liegt etwa einen Monat länger als an einer beliebigen anderen Stelle, die nur wenige Kilometer entfernt ist. Eine klimatische Veränderung von größter Tragweite. Die hohe Erdfeuchtigkeit im Sommer ist keinesfalls dem Wachstum förderlich. Bekommt doch das Wasser, das sich in zahlreichen Löchern, den Kolkeln, sammelt, sofort jenen unheimlich toten Charakter. Gewiß ist es arm an Nährstoffen, doch wohnt ihm außerdem die positive Macht inne, Leben zu hemmen.

An besonders feuchten Stellen findet man auch kleinste Legföhren, Kufeln, die ganz in die Moosdecke eingewachsen, nur die äußersten Spitzen dem Lichte darbieten. In neunzig langen Jahren hat hier der „Stamm“ nur eine Dicke von 25 Millimetern erreicht. Kümmerlicher kann das Leben wohl kaum sein. Daneben ein scheinbarer Widerspruch, wächst mit erstaunlicher Behemung das Torfmoos (*Sphagnum*). Alljährlich nimmt die Moosdecke, die das gesamte Moor überzieht, um 25 Zentimeter zu. Die Vegetation des Vorjahres wird überdeckt und „vertorft“ allmählich. So ist im Laufe der Jahrhunderte eine Torfschicht entstanden, die heute über 7 Meter beträgt. Eine qualitative Betrachtungsweise in der Art Goethes, die nicht einfach Pflanze = Pflanze setzt, kann der Lösung nahe kommen. Wenn man bedenkt, daß das Moos keine Wurzel hat, sondern gleich einer Wurzel mit all ihren Teilen die Nahrung aufnimmt, dann kann man zu der scheinbar paradoxen Auffassung kommen, daß das Moos eigentlich eine „Wurzel“ sei, die aber eine vollkommene Pflanze nachahme. Damit schließt sich das Bild wieder zusammen. Man möchte, scheinbar geheimnisvoll, aber doch eine Realität berührend, sagen: Wir sind an einem Ort, wo die „Kräfte der Wurzelbildung“ herrschen. Der himmelstrebende Baum wird seiner Würde entkleidet und seine Äste graben sich, Wurzeln gleich, in den Boden ein. Die Pflanzen aber, die von Natur aus etwas Wurzelartiges an sich haben, Moose, aber auch Heidel- und Preiselbeere, sind hier in ihrem Element, erfahren eine Wachstumsförderung. Eine andere Pflanze, die aber durchaus in diese seltsame Umgebung paßt, wächst auch noch dort auf dem weichen Moosteppich. Es ist der Sonnentau (*Drosera rotundifolia*). Recht harmlos sehen die fleischroten Blätter aus, mit ihren glitzernden Tauperlen am Rand. Doch wehe dem Tierlein, das glaubt, davon naschen zu dürfen! Es kommt nicht mehr los. Die Pflanze ist zum Tier geworden. Die kleinen Jangarme schließen sich, das Blatt heinimmt sich als ob es ein Magen sei und verdaut den Gefangenen. Wahrscheinlich, eine recht seltsame Gemeinschaft von Lebewesen ist hier heimisch!

Es hat auch eine Historie, das Moor. Wahrscheinlich ist es in geschichtlicher Zeit, etwa von dem Jahre 1000 an, immer mehr zur Entwicklung gekommen. Vielleicht haben früher Ansiedler, um Weide zu bekommen, hier gerodet und dadurch die natürliche Harmonie gestört. Man fand in der Tiefe, unter dem Torf auf dem Sandstein angekohltes Holz. Nicht unmöglich ist es, daß dadurch nicht unwesentliche klimatische Veränderungen herbeigeführt wurden. Sicher ist, daß die Torfschichten von wechselnder Mächtigkeit sich etwa in dieser Zeit aufbauten; wenn die Wachstumsbedingungen die gleichen waren, wie sie heute sind. Später wollte man den See nützen. Schon vom Jahre 1780 an versuchten die Flößer der umliegenden Täler die großen Wassermassen, die besonders in den beiden mittleren Teichen aufgeschichtet waren, für die Flößerei nutzbar zu machen. Man baute einen Staueidamm, um den Seespiegel zu heben, und schuf einen Ablaufgraben. Und dann, wenn das Holz zu Tal geschwemmt werden sollte, durchbrach man den Damm und das Wasser stürzte in wildem Lauf in dem vorgezeichneten Graben bergab. In dieses Bergwasser rollte man die Stämme und ließ sie so einzeln ins Tal hinuntertragen. Bald scheint man jedoch davon abgekommen zu

sein. Dann schenkte man dem Mooruntergrund Beachtung. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts begann man Torf zu stechen, doch mag es recht schwer gewesen sein, den Stich zu trocknen und noch schwieriger war sicher der Transport auf unwegsamen Wildpfaden. Nach 30 Jahren kommt dieser Betrieb zum Stillstand, bis man gegen Ende des Jahrhunderts versucht, den Torf als Streu zu verwenden, doch machte die zu große Feuchtigkeit auch diesem Versuch bald ein Ende. Einmal wollte man das ganze Moor entwässern, um es aufzuforsten. Unsummen wurden dazu verwendet, doch man mußte einsehen, daß das Moor nicht nur ein „Begriff“ ist, sondern etwas wie ein Eigenwesen, das mit knochter Faust das hält, was es sich einmal erobert hat. So ist das Moor ein Moor geblieben.

Viele sind es, die angelockt von dem düsteren Zauber dieser Landschaft, immer wieder zurückkehren müssen. Man ist ja so allein mit sich dort, wo kaum ein Tier die Stille stört.

Aenne Fath-Kaiser / Das Mutteropfer

Seit mehr als zwanzig Jahren tobte die höllische Orgie des Krieges; als Spielball der Dämonen war das unselige Land der Verdammnis überliefert. Ihr Hohn und Lustgeschrei gelst durch die Tage und Nächte. „Hie, Schlachtengel, hie, sang den Ball! . . . Hoho funkelnde Feuersbrunst, halt hoch die Hand, zu dir kommt der Ball! . . . Du, Hunger, liebliches Knochenbild, sang auf, sang auf!

Weiter, weiter, schneller, schneller! Der Ball darf nicht ruhen! Ausjah, Pest, Wahnsinn, Mord und Schandtat, heran, herbei zum Spiel! . . . O ärmstes Land!

Nur ganz wenige Landstriche waren bisher von der Zucht-rute des Krieges verschont geblieben, doch auch hier zitterten die Menschen in jammervoller Angst; morgen, heute schon konnte das grenzenlose Elend auch über sie herein brechen.

Die Herrin der uneinnehmbaren Felsenburg bangte nicht um sich selbst, aber in bitterstem Mitleid um die Menschen des Tales, die hilf- und wehrlos jedem Ueberfall der Feinde ausgeliefert waren. Sie, die mit den süßesten Entzückungen der Mutter ihr blondes Knäblein in den Armen trug, litt mit erschütternder Kraft die Not aller Mutterherzen mit, sie, die Herrin des Landes, fühlte die Verantwortung für die armen Menschen, die in Verzweiflung zu ihr als letzter Hoffnung schrien.

Denn immer enger zog sich der grausame Gürtel des Krieges um das noch unverfehrt Tal. Der Widerschein brennender Dörfer verblaßte nicht mehr am gramvoll trauernden Himmel, Frauen und Entsetzten strömten mit der Flut wahnsinniggepeckter Flüchtlinge in das friedliche Tal, in die Felsenburg.

Zufunda atmete mit jedem Herzschlag den ewig einen Gedanken: Helfen! O, Helfen! Abwehren! Bewahren!

In der Schloßkirche brannten Tag und Nacht die vielstündigen Opferkerzen. Gebet und flehende Gesänge verstummten nicht mehr. Der Priester stand auf den Stufen des Altars und seine Anrufungen pochten drängend an das Himmelstor. Aber der Himmel blieb taub und verschlossen.

Zufunda ließ ihren blonden Knaben in den Händen der Wärterinnen. Ihr mitleidgepeinigtes Herz wagte nicht mehr glücklich zu sein inmitten der Not, die sie umbrandete. Viele Stunden lang kniete sie vor dem Schrein der Heiligen in der Schloßkapelle und bestürmte ihre Schutzpatronin mit flehentlichen Bitten. Sie versprach reiche Stiftungen, Opfergaben, goldene Reliquienschränke; Klöster wollte sie erbauen und mit reichen Pfänden begnaden. Alles, alles wollte sie tun, wenn die Heiligen sich des armen Landes erbarmen wollten.

Alles! Alles! rief das in Mitleid zerbrechende Frauenherz!

Alles? Alles? höhnten die Schatten, die in den Ecken nisteten. Ein Sonnenstrahl huschte über das Bildnis St. Barbaras, daß das graue Rad, das sie umklammert hielt, aufleuchtete. Ihr zarter Mund fragte: Alles? Marter und Tod ist nicht genug!

St. Agnes, die süße, ließ eine Träne fallen und alle Pfeile grillten in St. Sebastians jungem, schönen Leib: Alles? Alles? Schwert und Pfeil ist nicht genug!

Es hob St. Laurentius den verkohlten Leib: Glühender Roß ist nicht genug!

Aber der Gefrenzte hing in drohendem Schweigen am Holz. Da schlich die Herrin zagend aus der Kapelle und ihr junges Herz tief gejagt vom bettelnden Mitleid zur weinenden Angst.

Doch der Kreis des Verderbens zog sich immer enger. Immer wilder raste die Verzweiflung: „Wohin sollen wir fliehen? Wie sollen wir uns retten?“

Wieder lag Zufunda vor dem Altar. Denn nur die Heiligen konnten helfen.

Das schöne, stolze Frauengesicht war auf kalten Pfeilen gehettet, die edlen Hände rangen im Kampf mit dem Himmlischen. O Herr Gott, hilf!

Ein Böglein setzte sich aufs Fensterbrett und begann zu zwitschern. O, so kindlich süß, o, so ewigkeithart! „Nur das größte Opfer kann retten! Das größte Opfer aber kann niemand bringen!“

Zufundas Herz zog sich martervoll zusammen und wagte nicht zu fragen: Was ist das größte Opfer?

Das Flämmlein des ewigen Lichtes bebte wie ein Mund, der gesprochen hat, und das Böglein antwortete zierend, als säuge es ein Lied von Lieb und Feind: „Mutteropfer! Mutteropfer!“

Wenn in stürmischer Nacht der Mond durch jagende Wolken sehen sein huschendes Licht auf den dunkeln See wirft und wenn die Forchen knaden und ächzen, dann kann einer, der mehr sieht als andere, Seltsames erleben. Die Sage hat es uns überliefert. In der Tiefe des toten Sees sieht er dann ein glänzendes Schloß und wird wissen, wie alles kam:

Einst lebte dort ein Graf. Er hielt einen prächtigen Hofstaat, doch im Grunde seines Herzens war er böse. Einmal, in einer Nacht, als draußen der Sturm heulte, saßen sie drinnen an goldener Tafel, der Graf und die Gäste. Der Lärm der trunkenen Stimmen war lauter fast, als die Stimme des Sturmes. Da ergriff der Graf seinen Becher, sprang auf und tat einen graufigen Fluch auf Gott. Mit einem Donnerschlag, der die Erde öffnete, versank das Schloß in der Tiefe und seither ist das Wasser dort so schwarz und tot und seither sind die Bäume so schmerzvoll gequält. — So geht die Sage vom Wildsee. —

In der Kapelle wurde es plötzlich dunkel wie zur Mitternacht, die eiskalten Schauer der Frostnächte durchdrangen die Luft. Zufunda lag wie tot an den Stufen des Altars, wäre so gerne tot gewesen. Aber unbarmherzig zwitscherte das Böglein weiter: „Unsere Herrin soll das Land erlösen.“

Da schrie die Frau wild auf, sprang empor, starrte mit aufgerissenen Augen um sich. „Wer hatte das Unmögliche, das Unausdenkbare von ihr gefordert?“

Die Kapelle ruhte reglos im Schoß dämmrigen Schweigens. Die Heiligen standen lächelnd auf ihren Postamenten, seltsame Gesichter, die nichts Irdisches mehr erreicht. Nur der Gefrenzte blickte groß und ernst: Deinen Weg mußt du dir selbst suchen und allein gehen!

Zufunda stürzte flüchtend aus der Kapelle, aus dem Bereich der höllischen Macht, die nach ihr greifen wollte. Blutschweißender Schrecken jagte sie in das Zimmer ihres Kindes, riß es in ihre Arme, stillte ihre Verzweiflung in wütenden Küffen auf der blätter-kühlten Haut des blonden Knäbleins. „Du Leben, Glück! . . . Du Segen, Seligkeit! . . . Du Gottheit und Sonne . . . Du! Du!“

Hart, böse schrie ihr Blut. „Sollen sie sterben. Sollen sie verderben! Land, Mensch, Vieh! Kind, Weib, Greis, alle alle! Du bist mehr! Du bist die Welt! . . . Nie! Nie!“

„Daß Gott! Daß den Heiligen! Daß allem Hassenswürdigen, das so Unmenschliches fordert!“

Tag, Nacht, Stund um Stund hielt Zufunda den Knaben — im Arm, im Schoß. Ihre Tränen bleichten das Vöckeln und stahlen den Liedern den Klang, womit sie das ungeduldige Kind gerösten wollte. Sie vergaß sich mit ihm in die innersten Gemäcker, schloß sich in wilder Auflehnung ab von allem, was draußen geschah.

Aber die Welt, die sie abwehren wollte, wuchs mit tauend-leimigen Samen in ihrem eigenen Herzen hoch, daß sie im Ge-strüpp ihrer Nengste ersickte und die Dornen und Reifeln der Gewissensnot nicht ausrotten konnte. Niemand kann Gott entfliehen, den er in sich selbst trägt, der aufleuchtet in jedem Atemzug.

Nacht Nächte lang lag Zufunda vor dem Lager ihres Kindes, kämpfte, wehrte sich, rang mit dem Wissen, daß sie doch gehorchen mußte. Sie aß nicht, trank nicht, ihre Glieder entwachsen steif und leblos dem Marmorboden. Sie wollte sterben, selbst Opfer sein für alle. Aber sie hörte zu jeder Sekunde das Böglein singen: „Dochmütig Herz, selbstsüchtig Herz, dünkst du dich Pfand genug für abertausend Menschenleben? Mutteropfer allein erlöst eine Welt!“

Am neunten Tag nahm Zufunda den Knaben. Ging hinauf zum Gebirgssee. Langsam schritt sie, im Gleichakt hob sich Fuß um Fuß. Steinern stand das toterweise Gesicht über dem schlafenden Kind, in den Augen glühte eine Einsamkeit, die tiefer war als das Chaos vor dem Schöpfungstag.

Als sie am See stand und die Arme hob mit dem schlummernden Kind brach die Sonne durch die Wolkengitter und blendete die tränen-kranken Augen der Frau, daß sie zurückweichen und die Arme senken mußte. Und plötzlich sah sie das Böglein mit weiten Schwingen über der kristallblauen Flut ruhen und hörte sein jubelndes Singen.

„Erlöst ist das Land! O Mutter, Du gabst dein Kind! O Mutter, nimm zurück dein Kind! Erlöst ist das Land!“

Da schrie die gemarterte und zerhörte Frau laut und grell in graufigem Hohn! „Zu spät, zu spät!“ Ihr Gesicht brach auseinander in dämonischem Troß und gallenbitterem Haß. „Jetzt brauch ich kein Erbarmen mehr. — Als ich den Fuß über die Schwelle meines Hauses setzte, tötete ich mein Kind! Tod ist mein Herz, tot ist mein Kind! Soll ichs nun nicht begraben dürfen?“ Ueber dem lieblichen Kinderleib schloß sich die blaue Seidenbede des Sees.

Zufunda kehrte zurück. Das Land blühte, eine Roseninsel inmitten der Wüste. Aber alle Freudenfeuer der Dankbarkeit waren keinen Lebensschein auf Zufundas Gesicht, alle Lobesänge rauschten fern und fremd an ihrem Ohr vorbei.

Warum ging sie nicht selbst in den See? Täglich starrte sie in seinen schimmernden Spiegel. Aber sie kehrte täglich zurück. „Ich lebe!“ höhnte tonlos ihr gestorbener Mund. „Schicksal, schau mich an! Troßdem. Ich lebe!“